

## Prolog

In jenen Nächten saß ich etwas abseits im Piccolo Teatro von Mailand, wo Giorgio Strehler abwechselnd Goldonis *Arlecchino, servitore di due padroni* und Shakespeares *King Lear* probte, und las in den *Reisetagebüchern* von D.H. Lawrence.

Lawrences Romane kannte ich gut, auch die Erzählungen, aber seine Reiseberichte hatte ich noch nie gelesen. Ich entdeckte seine Reiselust, seine »Kunst des Reisens«: eine Strategie – so schien es mir – um sich zu entziehen, dem zu entfliehen, was er sein festgelegtes Schicksal nannte. Auch wenn es sich um eine Flucht in die Illusion handelte, wie die eines Vogels mit angekettetem Fuß. Elio Vittorini, sein italienischer Übersetzer, hatte angemerkt: »Es ist der gleiche Lawrence wie in den Romanen und Erzählungen, nur dass er hier dem Leser von Dingen und Personen berichtet, die er im realen Leben gesehen hat, wenn auch im besonderen Licht seiner Phantasie. Landschaften und Menschentypen aus dem Vorkriegs- und unmittelbaren Nachkriegsitalien, aus dem zeitgenössischen Mexiko, erscheinen in diesem Band in einer solchen Vielfalt und Farbigkeit, dass Lawrence schon mit der Malerei van Goghs verglichen worden ist.«

Von dieser »Kunst des Reisens« habe ich mich sofort anstecken lassen. Mein Sinn für das Rätselhafte, meine Neigung zum Träumen wurden dadurch angeregt. Ein Energiestrom floss aus diesen Seiten auf mich über, dem ich mich in meinem Zustand der Trägheit und Enttäuschung nicht entziehen konnte. Fliehen, mich bewusst von der Exotik der Welt täuschen lassen... In der Tat war mir das Buch zu einem Zeitpunkt in die Hände gefallen, als ich mich immer wieder fragte: was

treibe ich hier eigentlich Nacht für Nacht in diesem Theater? Strehler kam spät, immer erst gegen Abend. Die Schauspieler waren daran gewöhnt und warteten geduldig.

Der Auftritt Strehlers auf der Bühne hatte stets etwas Magisches. Die Scheinwerfer beleuchteten zuerst ihn und dann das ganze leere Theater, dem der Regisseur wie zum Gruß beide Hände entgegenstreckte, um von einem Publikum von Gespenstern zu Ehren seines Erscheinens Beifall zu fordern.

Aber ich, was hatte ich dort verloren?

Giorgio hatte einige meiner Bücher gelesen. Er sagte, *La Califfa* und *Il viaggio misterioso* hätten ihm besonders gut gefallen. Seiner Meinung nach besaß ich das Zeug zum Stückeschreiber. Er hatte mich nach Mailand eingeladen, um seine Proben mitzuerleben und mich aufgefordert, eine andere Form der Kunst auf mich wirken zu lassen, die, wie ich entdeckte, der Poesie des Reisens im Sinne von Lawrence verwandt war: die Bühnenkunst. Ich kam aus Parma, ich hatte meine Erfahrungen auf den Brettern des Teatro Regio gesammelt, dessen starre Regeln sogar die großen Interpreten fürchteten, oder übertreibe ich? So saß ich nun dabei, etwas abseits, verfolgte die Proben aufmerksam und ließ sie auf mich wirken.

Mein Zustand der Trägheit und Enttäuschung besserte sich dadurch aber nicht. Zu jenem Zeitpunkt war ich mit nichts zufrieden. Als Mann und als Schriftsteller befand ich mich in einer Krise und sah mich mit vielen vergessenen Episoden, mit unscharf gebliebenen Vorhaben und Projekten konfrontiert.

»Das Theater ist Magie«, sagte Giorgio immer wieder, weil er meinen Zustand ahnte. Ich hatte ihn für banal gehalten, aber er lächelte so schlau und zweideutig, dass mir Zweifel kamen.

...Ich kann mich noch ganz genau an den Moment erinnern. Als sich meine Phantasie entzündete, war das Unbehagen, das mich blockiert hatte, wie weggeblasen. Man probte Goldonis *Arlecchino, servitore di due padroni*. Nachdem Truffaldino die Maske heruntergerissen worden ist und alle Verkleidungen ein Ende haben, laufen Florindo und Beatrice, Silvio und Clarice in den Hafen der Ehe ein. Ich dachte: Wie viele Masken hat die Geschichte den Protagonisten ihrer Geschehnisse aufgesetzt, warum sollte man sich nicht das Spiel erlauben, einige dieser Masken herunterzureißen?

Die Reiseschriften von Lawrence, gewisse Anspielungen darin, brachten mir eine Idee in Erinnerung, die ich früher nicht weiter verfolgt hatte: eine Erzählung über den wahren Liebhaber *Lady Chatterleys* zu schreiben. Freunde hatten mir diese Geschichte erzählt, die aber nur auf Gerüchten und Unterstellungen beruhte. Lawrence habe sich zu *Lady Chatterleys Lover* während eines Aufenthaltes in Spotorno von der monatelangen leidenschaftlichen Affäre seiner Frau, der Baronin Frieda von Richthofen, mit dem Oberleutnant der Bersaglieri, der Gebirgsjäger, Angelo Ravagli inspirieren lassen, der dem Paar die Villa Bernarda vermietet hatte.

Der Fall hatte mich beschäftigt. Was für eine zündende Idee, die Gestalt des Angelo Ravagli, des launigen Romagnolen, der in der Tat zunächst der Liebhaber und dann der dritte Ehemann Friedas gewesen war, für eine Erzählung mit seiner Wahrheit aus dem Bereich des Geheimnisvollen herauszulocken. Er war sozusagen mein Landsmann, der von Tredozio, seinem Geburtsort, nach Ligurien gezogen war; vom Maurer hatte er sich zu einem mit Verdienstmedaillen ausgezeichneten Offizier heraufgearbeitet, der, immer in Sichtdeckung, ein Abenteurerdasein an der Grenze des Möglichen geführt und sich stets im Hintergrund gehalten hatte, auch als sich sein Leben mit dem eines Genies kreuzte

und er damit Einfluss auf das Entstehen eines Meisterwerks gewann.

Aber von allen Seiten wurde mir abgeraten:

»Und wenn das alles nur eine Erfindung wäre? Die Leute erfinden alles Mögliche. Erst recht, wenn es sich um eine skandalumwitterte Geschichte handelt.«

Vor allem ein Satz ließ mich dann von dem Projekt Abstand nehmen:

»Meinst du denn im Ernst, Lawrence hatte auch nur die geringste Ahnung von den Bersaglieri, den italienischen Gebirgsjägern?«

Nun ja. Ein idiotischer Satz, einfach so dahingesagt, aber formuliert, als ob eine Lappalie irgendetwas beweisen könnte. Allerdings war – wie ich dann bei unseren Treffen feststellte – auch Ravagli selber, der so stolz war, den Federhut in der Schlacht getragen zu haben, dieser Meinung und schien ihr sogar emblematische Bedeutung zu verleihen: »David? Bevor er mir begegnete, hatte er noch nie einen Bersagliere in Uniform gesehen.« Aber die Seiten, die ich jetzt las, lieferten mir verschlüsselt den Zugang zum Beweis des absoluten Gegenteils.

Lawrence hatte sie sehr wohl gesehen, diese Bersaglieri; er hatte sie sogar aufgesucht, als er nach ihm, Ravagli, forschte, den er noch nicht persönlich kannte, sondern nur aus der Ferne beobachtet hatte. Einige vertreten die Meinung, der letzte Roman von Lawrence müsse vor allem als morbides Märchen verstanden werden, in dem jede Person im Handlungsschema ein allegorisches Gewicht hat und unter einer täuschenden psychologischen Einfachheit einen präzisen Symbolwert vertritt; H.T. Moore behauptet sogar, der Roman sei, wie auch *Die Jungfrau und der Zigeuner*, eine Variante von *Dornröschen*. Nun, in Ravagli sah der Autor den perfekten Typen des »wach küssenden Prinzen«, wie er es selber vorhergesagt

hatte, bevor Ravagli überhaupt begriff, dass er Objekt einer solchen Prophezeiung geworden war.

Es stand alles da zu lesen, man brauchte nur die heimlichen Wege an gewissen Tagen seiner Italienreise zu verfolgen, als er noch unentschlossen war, und sie richtig zu entschlüsseln.

Huxley zufolge besaß Lawrence eine außergewöhnliche Intuition und die Fähigkeit, »the darkness«: die dunklen Seiten der Natur, der Psyche, wie ein Seher zu durchdringen. Diese Gaben lieferten den Schlüssel, und der war nicht schwer zu dechiffrieren.

Dies war ein weiterer Grund, der mich antrieb, die wahre Geschichte von Friedas Gebirgsjäger zu schreiben.

»Wie stellst du dir die Struktur vor?« fragte mich Strehler. »Es wäre eine Erzählung oder Darstellung auf mehreren Ebenen. Das scheint sie mir modern und verlockend zu machen.«

Ich improvisierte. Diese Begabung, aus dem Stegreif ein szenisches Spiel zu entwickeln (die vielleicht von den »Cantadori« Spaniens, den Leuten meiner Mutter stammt), zeigt mich vielleicht als den Schauspieler meiner selbst. Schon als kleiner Junge improvisierte ich »wahre Lügen« in den Cafés, im Chor, oder wohin mich meine unstete Einsamkeit unter die Leute trieb.

Ich ließ mich also von meiner spontanen Eingebung hinreißen.

Aber Strehler hatte keine Geduld, mir zuzuhören:

»Ich brauche etwas Schriftliches, damit ich es verstehen kann. Ein Stichwort kann anregend sein, aber ich muss den klaren Rahmen sehen.«

... Also verfasste ich einen Entwurf für Strehler.

Eine Synthese der Personen des Romans und deren Doubles aus dem wirklichen Leben.

Die Verkleidungen, die Masken. Und die entlarvten Physiognomien, die dazu inspiriert hatten. Das Doppelspiel stimmte mit dem überein, was sich vor meinen Augen bei den Proben zu Goldonis *Arlecchino, servitore di due padroni* abspielte. Die gleiche Verfänglichkeit beim betrügerischen Spiel mit den Masken, die gleiche Angst, diese herunterzureißen.

Die Idee eines *Stückes der Verwandlungen*, das den Schauspielern alle Freiheit zum phantastischen Spiel, das Vergnügen der Hypothesen ließ.

Giorgio schien begeistert.

In jenen Nächten hatte ich durch eigenen Schaden erkannt, dass Strehler ein brillanter Meister war, der aber nicht die Gabe besaß, einen jungen Autor zum Stückeschreiben und Regieführen anzuleiten. Ich gab jener Person Recht, die geschrieben hatte: seine Inszenierungen sind persönliche Fälsche, Teile von Alpträumen, luzide Projektionen von Zweifeln und Dialektik, so wie Brecht es gefordert hatte. Andererseits definierte er sich selber als Triebkraft eines »handgemachten Theaters«, in dem er vor allem die Schauspieler formte und unermüdlich zu Spieltechniken und -methoden anregte.

Einzig unter den Schauspielern fühlte sich Strehler nicht mehr allein.

Ich sah also, wie er die Protagonisten zu sich rief, ständig ihre Sätze änderte, Ausrufe, ruckartige Körperbewegungen, Aufschreie einbaute. Wenn er sie um sich versammelt hatte, forderte er sie zum Sitzen auf und las ihnen meinen Text vor, wobei er gleich begeistert die möglichen Rollen an diesen oder jenen verteilte.

Ich fasse den Entwurf zusammen: »Die Personen von *Lady Chatterleys Liebhaber* konfrontiert mit ihren Spiegelbildern.«

»Clifford Chatterley. Nach dem Tod des Vaters wurde er ein Baronet, Sir Clifford. Durch eine Kriegsverletzung war er von der Hüfte abwärts für immer gelähmt. Er wurde von seiner Frau Connie und seinem Wildhüter betrogen.«

Aus dem Roman:

Mit gesunder Gesichtsfarbe und den herausfordernden blauen Augen wirkte er seltsam heiter und unbekümmert, fast könnte man sagen vergnügt. Seine Schultern waren breit und stark, seine Hände sehr kräftig. Er trug teure Anzüge und elegante Krawatten aus der Bond Street. Er war so knapp dem Tode entronnen, dass ihm sein verbliebenes Leben unsäglich kostbar war...

Er brauchte die Anwesenheit Connies, um sich seiner Existenz zu versichern...

Er hatte sich darauf verlegt, Geschichten zu schreiben, sehr eigene Geschichten über Menschen, die er kannte. Raffinierte, recht boshafte Geschichten, die auf rätselhafte Weise dennoch bedeutungslos waren... Clifford war geradezu krankhaft empfindlich, was diese Geschichten betraf. Er wollte, dass jeder sie gut fand, zum Besten gehörend, *non plus ultra*. Sie erschienen in den modernen Magazinen und wurden wie üblich gepriesen und verrissen. Aber für Clifford war jeder Verriss eine Pein, wie ein Stich mit dem Messer. Es war, als habe er sein ganzes Leben in diese Geschichten gelegt...

Clifford machte Riesenschritte in Richtung Berühmtheit.

Clifford Chatterley trägt eindeutig autobiografische Züge von Lawrence. In den drei Fassungen des Romans entwickelt sich eine immer stärkere Annäherung der Person an den Autor, beide leiden unter sexueller Impotenz, sie werden von der Ehefrau betrogen und sind physisch hinfällig (Lawrence leidet unter Lungentuberkulose und stirbt 1930 mit 45 Jahren, fünf Monaten und 22 Tagen).

In der dritten Fassung wird aus Clifford, der zunächst als Maler beschrieben worden war (auch Lawrence liebte die

Malerei und übte sie selber aus), ein Erzähler, der Personen und Erlebnisse aus seinem Umfeld in seine Schriften einbaut.

Ein weiteres Zitat aus dem Roman, nach dem ersten enttäuschenden Verrat der Ehefrau Connie mit dem dreißigjährigen Michaelis und vor dem Auftritt des Wildhüters Mellors:

Sie war ungeheuer lebensfroh auf Wragby. Und sie nutzte all ihre erweckte Heiterkeit und Zufriedenheit, um Clifford zu stimulieren, so dass er in dieser Zeit seine besten Sachen schrieb, und auf eine seltsam blinde Art beinahe glücklich war. Tatsächlich erntete er die Früchte der sinnlichen Befriedigung, die sie aus Michaelis erigierter männlicher Passivität, die sie in sich spürte, bezog. Aber natürlich wusste er es nicht... als jedoch diese Tage ihrer grandiosen, fröhlichen Euphorie und ihrer Stimulation vorbei waren, aus und vorbei, und sie deprimiert und gereizt war, wie sehr sehnte sich Clifford da nach diesen Zeiten zurück! Selbst wenn er es gewusst hätte, vielleicht hätte er sich gewünscht, sie und Michaelis wieder zusammenzubringen.

...Lady Constance Chatterley: Connie.

Die Unmöglichkeit, ihre starke Sexualität mit ihrem Ehemann ausleben zu können, bringt sie immer mehr aus dem Gleichgewicht.

Aus dem Roman:

»Connie wurde sich jedoch einer wachsenden Unruhe bewusst. Aus ihrer Bezuglosigkeit heraus nahm diese Unruhe wie ein Wahnsinn von ihr Besitz. Es zuckte in ihren Gliedern, wenn sie es nicht wollte, sie fuhr mit einem Ruck zusammen, obwohl sie still sitzen bleiben wollte. Es trieb sie innerlich, irgendwo in ihrem Körper, in ihrem Unterleib, so um, bis sie das Gefühl hatte, ins Wasser springen und schwimmen zu müssen, um dem zu entkommen. Eine wahnsinnige Ruhelosigkeit, die ihr Herz ohne ersichtlichen Grund rasen ließ. Und sie wurde dünner.

Es war nur diese Ruhelosigkeit. Sie rannte dann durch den Park, ließ Clifford allein und legte sich bäuchlings ins Farnkraut. Nur fort aus dem Haus... sie musste fort aus dem Haus und von allen. Der Wald war ihre einzige Zuflucht, ihre Freistatt.

Connie betrügt Clifford zum ersten Mal mit eben jenem Michaelis. Die sexuelle Beziehung als solche erweist sich als völlig unbefriedigend, sie erweckt jedoch wieder die Instinkte der Frau, setzt ihre erotische Phantasie in Bewegung, die sich ihrer bemächtigt und ihr so eine auf Irrealität gebaute Befriedigung verschafft.

Aus dem Roman:

Er gehörte zu diesen höchst erregten Liebhabern, die schnell zum Höhepunkt und zum Ende kamen. Sein nackter Körper hatte etwas seltsam Kindliches und Schutzloses, so wie die Nacktheit von Kindern. Sein Schutz bestand ganz aus seinem geistreichen, listigen Verstand und Instinkt, und wenn diese außer Gefecht gesetzt waren, wirkte er doppelt nackt und wie ein Kind, mit unfertigem, zartem Fleisch und irgendwie hilflos strampelnd.

Er weckte in den Frauen eine wilde Art von Leidenschaft und Sehnsucht, und ein wildes, flehendes körperliches Verlangen. Das körperliche Verlangen in ihr ließ er unbefriedigt, er kam immer schnell und war fertig, dann sank er auf ihre Brust und erlangte seine Unverfrorenheit wieder, während sie benommen, enttäuscht und verloren dalag.

Aber bald lernte sie, ihn zu halten, ihn dort in sich zu halten, wenn sein Höhepunkt vorüber war. Und da war er freigebig und merkwürdig potent; seine Erektion ließ nicht nach, er war gebend, während sie aktiv war... wild und leidenschaftlich aktiv kam sie zu ihrem eigenen Höhepunkt. Und als er ihre Verzückung über ihre eigene Befriedigung im Orgasmus durch seine steife, erigierte Passivität spürte, erfüllte ihn ein seltsames Gefühl von Stolz und Befriedigung.

In diesem Klima taucht die Gestalt des Wildhüters Mellors auf.

Connie erlebt endlich echte, in der sinnlichen Wirklichkeit verwurzelte Leidenschaft. Und als sie merkt, dass sie ein Kind erwartet, verlässt sie Clifford und verlangt die Scheidung. Die

beiden Liebenden bauen sich in Übersee eine neue Existenz auf.

Dieses Romanende entspricht, wie wir sehen werden, einer der vielen Vorhersagen, die Lawrence in Bezug auf sein eigenes Schicksal machte. Ja, sie ist vielleicht die erstaunlichste von allen.

In vielerlei Hinsicht deckt sich die Person der Constance Chatterley mit Frieda.

1912 lernt Lawrence, nachdem er sein Verlöbnis mit Louisa (Louie) Burrows gelöst hat, die Baronin Frieda von Richthofen kennen, eine Kusine von Manfred von Richthofen, dem Helden der deutschen Luftwaffe, der in die Geschichte des ersten Weltkrieges unter dem Nom de guerre *Der rote Baron* einging. Die Begegnung fand im Hause von Ernest Weekley in Nottingham statt.

Lawrence berichtete:

»Weekley war mein Französischlehrer gewesen. Wenn ich mich an ihn erinnerte, nannte ich ihn bei mir: der Alte, der Milde. Obwohl er weder alt noch milde war. Er war vierzehn Jahre älter als seine Frau Frieda, die er geheiratet hatte, als sie noch nicht einmal zwanzig Jahre alt war und die ihm drei Kinder schenkte, einen Jungen und zwei Mädchen... Frieda befand sich in seinen Händen, angeblich milden Händen, die aber in Wirklichkeit die eines intoleranten, unsensiblen, entschlossenen Kerkermeisters waren... Dieses Haus war ein Gefängnis für Frieda, auch wenn rings um sie Alarmglocken läuteten und sie aus dem Schlaf einer Gefangenen rissen, so dass sie immer wieder heimlich die Flucht ergriff, allerdings schnell wieder zurückkehrte... Ich hätte ihm dankbar sein sollen, dem alten milden Weekley. Er erinnerte sich an mich wie an einen Sohn, den eifrigsten seiner Schüler, weil ich die Sprachen leicht lernte, dabei aber schon damals die Absicht verfolgte, mich ihrer zu bedienen, um mir da und dort auf der

Welt das anzueignen, was meinem schriftstellerischen Talent dienlich war. Auch das Französische, sagte er, hatte ich so erlernt, als Dieb.

Ich hätte ihm dankbar sein müssen, dagegen beging ich ihm gegenüber den übelsten Verrat, und auch noch zynisch, ohne Gewissensbisse. Mein ganzes Leben war ein einziges Geflecht von Verrat, ein rauschhaftes Kreuzen der Klingen in einer wahnsinnigen, zerstörerischen Schlacht... Verrat, den ich am eigenen Leib erlebt und den ich am Leib anderer geübt habe. Schlimmer noch: ich habe ihn aus meinem künstlerischen Egoismus heraus begangen und erst hinterher begriffen, dass dies eine Art von Selbstmord an meiner eigenen Person und von Mord an den anderen gewesen ist.

Nachdem ich Frieda kennen gelernt hatte, schrieb ich an einen Freund: ›Sie ist hinreißend. Sie ist die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Ich muss sie Dir vorstellen. Glaub mir, sie ist die Frau fürs Leben!‹ Zuviel Pathos, nicht wahr? Aber so war es. Auch das Pathos ist ein Trost, wenn es dir nicht mehr so erscheint und dich betäubt, vor allem das Liebespathos, so dass du dich als liebevoller, sicherer Herr und gleichzeitig als sanfter, gefährdeter Diener fühlst.«

Nach zwei Monaten fliehen David und Frieda zusammen nach Metz, dann weiter nach München. Sie wechseln ständig den Aufenthaltsort. In London lernen sie Katherine Mansfield kennen, deren Lebensgefährtin der junge Literat John Middleton Murry ist. Es entsteht eine ebenso dauerhafte wie stürmische Freundschaft. Die leidenschaftlichsten und glücklichsten Momente ihrer Beziehung erleben sie jedoch in Italien, während eines Aufenthaltes am Gardasee, wohin sie sich auf der Suche nach einem besseren Klima und der Illusion, Heilung für Davids Lungenleiden zu finden, geflüchtet hatten, bevor die Tuberkulose die Männlichkeit des Schriftstellers zerstörte.

Nachdem sie die Scheidung von Weekley erkämpft hatten, heirateten David und Frieda am 13. Juli 1914 in London.

Zum Zeitpunkt ihrer Begegnung mit Lawrence hatte Frieda schon viele Male auf die »Alarmglocken« gehört, die ihre eingekerkerte Sinnlichkeit aufgerüttelt hatten. Jeden Sommer, wenn sie ihre Mutter besuchte, gönnte sie sich, wie sie selber sagte, »ein kleines Abenteuer, das aber keine Spuren hinterließ, sondern vielmehr das Verlangen nach einer solchen Spur steigerte.« Die einzige Ausnahme war ihre Beziehung zu Otto Gross, dem (später verstoßenen) Schüler Sigmund Freuds, der sie in das Studium der Psychoanalyse einführte.

Nach ihrer Verbindung mit Lawrence und vor ihrer Begegnung mit Angelo Ravagli war Friedas zwielichtigster Verrat ihr kurzes Verhältnis mit John Middleton Murry, der sich als Davids Freund erklärt hatte (welcher nichts ahnte), dann aber ein Jahr nach seinem Tod *Son of Woman. The Story of D.H. Lawrence* veröffentlichte, eine Biografie, in der er seine unverhüllte Feindseligkeit gegenüber dem Schriftsteller aus Eastwood offenbarte.

Der Wildhüter Oliver Mellors (in den beiden ersten Fassungen Oliver Parkin) erinnert in vielerlei Hinsicht an Angelo Ravagli.

Aber Lawrence hatte den Gebirgsjäger aus der Romagna schon für seine in den ersten Monaten des Aufenthaltes in Spotorno verfasste lange Erzählung *Die Jungfrau und der Zigeuner* zum Vorbild gewählt. Der »athletische Exoffizier« wandelt sich zum Zigeuner, der »die heilende Kraft der Zärtlichkeit« besitzt, dessen warme Berührung die Sinne auferweckt; während die psychologischen Züge der weiblichen Heldin an die von Friedas Tochter Barbara erinnern, die in Rivalität zu ihrer Mutter und von ihrem Stiefvater gehasst, Ravagli selber nicht wenige Probleme bereitet, der über sie

schreibt: »Sie war von absoluter Unmoral, diese nymphomaneische Einundzwanzigjährige, die Schlimmste dieser ganzen verdammten Familie.« Dies ist ein wichtiger Hinweis auf das Vorspiel zu jener morbiden Aufmerksamkeit, die den Schriftsteller mit wachsender Besessenheit an unsere Person kettete.

In den drei Fassungen des Romans hält Lady Chatterley mit ihrer Bewunderung von Mellors nicht hinterm Berg:

Connie in der ersten Fassung: Schau ihn an! Wie schön er ist!

In der zweiten Fassung heißt es (mit all dem Pathos, das Lawrence zuweilen als eine Form des Trostes definiert hatte): Mellors hatte die steife, kraftvolle Haltung eines Soldaten... Aber er bewegte sich geschmeidig und geräuschlos, fast verstoßen... Connie hatte die Schönheit gesehen... die wahre schlackenlose Schönheit eines Gottes... Schönheit in rascher Bewegung, wie die Welle, die sich unter der Brise kräuselt und gefährlich lebendig ist.

In derselben Fassung heißt es weiter über Mellors: Sein schöner warmer Körper strömte spürbar die Lebendigkeit seines Friedens, einer Leidenschaft aus, die sich mit dem Leben selbst identifiziert, einen Glauben an den sanften Glanz des Fleisches, an die Größe des Schicksals.

Durch seinen Körper spürte Connie »wieder den unbewussten Glauben an den eigenen vitalen Sex.«

Die Lawrences kamen am 19. November 1925 in Spotorno an.

Nach einem kurzen Aufenthalt in der Villa Maria, einer kleinen Pension, mieteten sie die Villa Bernarda, die einem Onkel von Serafina Astengo, der Ehefrau Ravaglis, gehörte.

»Wirst du ihn treffen?« fragte mich Strehler.

»Ich bin in Kontakt mit einem Professor, der mit ihm befreundet ist und sagt, dass es möglich wäre. Ravagli kennt mich vom Namen. Er hat eine gute Meinung von mir. Aber

es gibt Schwierigkeiten, ich weiß nicht, welcher Art. Das Beste ist, einfach dorthin zu gehen und es zu versuchen.«

Wir streiften durch die Gassen rings um Brera. Der Morgen graute schon fast. Giorgio murmelte scheinbar zusammenhanglose Sätze vor sich hin:

»Phallischer Roman. Merkwürdig, dass Lawrence selber ihn so definiert hat. Und dann dieser Ravagli. Wer weiß, was das für ein Typ ist. Der gleichzeitig berühmteste und geheimnisvollste Latin Lover des Jahrhunderts. Versuche, ihm das einmal ins Gesicht zu sagen, gespannt, wie er reagiert. Was für ungläubliche Personen das Leben erfindet.«

Ich unterbrach sein Gemurmel:

»Es scheint so, dass er jetzt in seinen ›psychologischen Grotten‹ lebt, wie das Paolo Grassi auch von dir sagt.«

Giorgio zuckte mit der Achsel:

»Ja, und Paolo taucht tief in diese Grotten ein, und macht reiche Beute, findest du nicht?« Er kam auf Ravagli zurück: »Vielleicht verteidigt er genau wie ich das, was seine Methode war, seine Abenteuer auszuleben, und das Theater seines Lebens, denn ein größeres Theater als dies... Vielleicht verteidigt er all dies mit der gleichen, ein wenig fixierten Liebe, die er für seinen Meister und Freund hatte.«

Ich verstand, worauf er hinaus wollte: so wie Ravagli auf seine Art Lawrence als Meister und Freund gehabt hatte, so hatte er, Giorgio, mit wesentlichen Varianten Brecht gehabt. Er strahlte, wenn er sich an ihn erinnerte: »Er kam zu meinen Proben, verstehst du? Und er freute sich am szenischen Spiel meiner Schauspieler und schrieb für mich auch den Text zu einem neuen *Song* für das Finale, als ich die *Dreigroschenoper* zum ersten Mal aufführte. Er hatte Lawrence, ich hatte Brecht.«

Er brach in Lachen aus und amüsierte sich:

»Aber denk auch an Helene Demuth, das Dienstmädchen,

das von Marx geschwängert wurde, der seine Frau Jenny immer betrog und immer anbetete. Ein Dienstmädchen, das durch seine Geschichte auf *Das Kapital* einwirkte... Und dieses fast unglaubliche Verhältnis der Penelope Pitt mit Vittorio Alfieri? Denk an das Doppelleben des Professors Lewis Carroll mit seiner *Alice*, Alice Liddell... Carroll, der die kleinen Mädchen liebte und gleichzeitig so prüde war, dass er Shakespeare von allen unschicklichen Szenen reinigen wollte. Es gibt wirklich genug Fälle.«

Er hörte mir jetzt nicht mehr zu, sondern fuhr fort:

»Man kann sich einem aus der Norm fallenden genialen Menschen auch einfach so, aus reiner Neugier nähern, wie man sich von einem Kunstwerk beeindrucken lässt. Wenn dich ein Mensch so beeindruckt, dann ist er bereits Erzählung, Theater, Poesie... Was ich am meisten bedauere, ist, dass ich noch nie einen *Hamlet* gemacht habe. Auch Molière habe ich nicht gemacht, außer einem schlechten *Misanthrope*. Und ich habe auch nie die *Minna von Barnhelm* von Lessing gemacht, kein einziges Stück von Schiller. Ist dir überhaupt klar, dass ich nicht den Mut habe, es mit dem *Faust* aufzunehmen?!«

Auf den folgenden Seiten werde ich meine Begegnung und intensive Komplizenschaft mit Angelo Ravagli schildern, dem wirklichen Liebhaber *Lady Chatterleys*. Sie entstand durch Zufall und führte zu gewagten Geständnissen, womit sich Prousts Gedanke bestätigt: das Objekt der Literatur ist »*préexistant à nous*«, das heißt, es ist ein schon durch Erleben entstandenes Kunstwerk. Die Hintergründe des Erlebens von Lawrence aufzudecken – und damit die eines literarischen Ereignisses, das durch die Kraft des Geschriebenen und des Skandals die Gesellschaft und die Kultur des letzten Jahrhunderts erschüttert hat – heißt zu verstehen, bis zu welchem Punkt dieser Schriftsteller mit seiner komplexen

Handlung, die unser Leben bis zum heutigen Tag mit einbezieht und aufwühlt, der unumgängliche Prophet des modernen Eros gewesen ist.

Gerade zu Beginn dieses neuen Jahrtausends helfen uns Lawrences Intuitionen, auch durch die zwielichtigen und flüchtigen Labyrinth unserer Sinnlichkeit zu finden.

Bei unseren frühmorgendlichen Spaziergängen durch die Gassen um Brera erwähnte Strehler immer wieder eine Vision, die er selber gehabt hatte: Richard II. in der weißen Tunika, der in den Hintergrund der großen Bühne entschwindet, sich plötzlich umdreht und dem Publikum ein letztes Mal zuwinkt, wie um zu sagen: »alle Geheimnisse sind gelüftet«.

Giorgio hatte Recht. Diese weiße Tunika ist das Zeichen, wann es Zeit ist, gewisse geheime Karten aufzudecken.

*ERSTER TEIL*



Sie ist vergrößert und modernisiert worden, aber *es gibt sie noch*.

Der alte Flügel des Gebäudes trägt noch denselben Namen wie früher: Villa Bernarda. Der neue Flügel wurde zu einem kleinen Hotel umgebaut: Hotel Château. Der Komplex ist zwar von anderen Gebäuden bedrängt, aber er liegt mitten im Grünen. Ich hatte befürchtet, dass es den Bau nicht mehr gäbe. Ich meine, mit seiner Ausstrahlung. Bevor ich mich dorthin begab, ließ ich mich an die genau beschriebene Stelle führen, von wo Lawrence sie auftauchen sah:

Ich hob den Blick und entdeckte sie wie ein kleines, rotes Schiff mit drei Decks und einer Treppe an der Seite, die keine Logik hatte und selber ein einziges Geheimnis war. Und das Schiff schien statt auf dem Wasser auf einem Meer von Vegetation dahin zu gleiten, das von den Ruinen der zur Verteidigung gegen die Sarazenen erbauten Burg beherrscht wurde... Denn ich stellte mir vor, dass dieses im Herzen der Erde fliegende Schiff in seinem Kielraum eingesperrt Odysseus mit sich trüge, den meine Phantasie verfolgte, einen Odysseus bäuerlicher Abstammung, der in sein Vaterland zurückkehrte: in jenes Ithaka voll der liebevollen Erwartung einer Frau, zu der ich trotz all der vielen Reisen, die mich erschöpfen, nicht zurückzukehren vermag?

*Es gab sie noch.*

So wie man eine verführerische Frau, die man in der Jugend kennen gelernt hat, nach Jahren von der Zeit gezeichnet wieder trifft, wobei aber diese Zeichen, diese Falten nicht etwa ihre Schönheit zerstört, sondern ihr mehr Kraft und Dichte und etwas Geheimnisvolles verliehen haben. Das Schiff hatte nicht mehr seine ursprüngliche kompakte Farbe – in meinen

Augen nur noch ein letztes Aufflammen von Rot – und schien von einem stärkeren Wind angetrieben, was ihm half, an den peinvoll deprimierenden Neubauten vorbeizusteuern, die es am liebsten stillos und einfach nur arrogant unter sich begraben hätten.

Dies deutete ich als ein erstes günstiges Zeichen.

Ich bat, in dem alten Flügel untergebracht zu werden. Ich bat auch darum, in einem der seit damals unberührt gebliebenen Zimmer wohnen zu dürfen. Über die drei Stockwerke, an fast nur leeren Zimmern vorbei, führte mich ein junges Mädchen, das – da war ich sicher – keine Ahnung von Lawrence, von Frieda und von all dem hatte, was in diesem Ambiente, das ich sie mir zu zeigen bat, geschehen war.

Ich folgte ihrer Gestalt, die in einem abgetragenen Schlafrock steckte, den Füßen in Pantoffeln, die auf den Treppen und Fluren widerhallten und versuchte, mir in ihr mit liebevoller Ironie eine völlig andere Frau vorzustellen... Frieda, als sie die Villa Bernarda an einem Novembertag zum ersten Mal betrat, um sie unter einem Vorwand ebenso neugierig zu inspizieren wie jetzt ich. Frieda, die mit gespielter Pingeligkeit die Räume prüfte, die sie im Auftrag ihres Mannes zu mieten bereits beschlossen hatte. Dabei verfolgte sie ihre erste morbide Absicht: Angelo Ravagli, der ihr Schritt für Schritt folgte, zu zwingen, die Bewegungen ihres Körpers nach da und dort zu verfolgen. Mit dem eng anliegenden hellen Rock, der ihre unverschämten, wenn auch durch die weiche Linie ihres Kreuzes wohlgefälliger wirkenden Pobacken hervorhob; ihre festen, spitzen Brüste ohne Büstenhalter unter der hellblauen Bluse.

Angelo trug seine Galauniform (es war der Geburtstag der Königin) mit Schärpe und glänzenden Knöpfen. Ich kannte nur die ersten Worte, die Frieda an ihn gerichtet hatte und die ich in ihrem Bekenntnis gelesen hatte:

»Was für einen schönen Gang Sie haben, Oberst.«

Auch Angelo hatte über diese Begegnung nur geschrieben:

»Sie sagte mir das mit einem Blick, der mein Blut in Wallung brachte.«

Das junge Mädchen hatte mich in ein Zimmer geführt, das letzte am Ende des Ganges. Sie hatte die Läden geöffnet, die schief in den Angeln hingen. Es war *das Zimmer*. Nach Süden gelegen, mit angrenzendem Bad. Wieder versuchte ich, alles mit den Augen von Lawrence zu sehen:

An bestimmten Stunden des Tages berührt mich der Blick aus diesem Fenster auf Spotorno. Wenn die Sonne in den Gärten glänzt, das Meer azurblau und jung ist, die Blätter von den Weinstöcken fallen, die Bauern freundlich sind.

»Dieses hier passt mir«, sagte ich.

»Aber dies ist das älteste Zimmer«, meinte das Mädchen. »Es gibt viel schönere und modernere Zimmer. Hier gibt es nicht einmal Fernsehen.«

Sie entfernte sich verständnislos:

»Wenn Sie was brauchen, rufen Sie nach Bianca. Das ist nicht mein Name, sondern eher das Gegenteil von dem, was ich bin. Deshalb lasse ich mich gern so nennen.«

Sie war also doch nicht irgendein gewöhnliches Mädchen.

Ich dachte an den Offizier, der das Fenster geöffnet hatte. Frieda hatte sich ihm von hinten genähert und zum ersten Mal zärtlich seinen Körper berührt, indem sie vortäuschte, den Stoff seiner Schärpe zu prüfen, der so himmelblau war wie ihre Bluse. Und er? »Ich spürte den langen, intensiven Rhythmus ihres Atems.«

Der gemeinsame Freund, der den Kontakt hergestellt hatte, versicherte mir weiterhin, dass es zur Begegnung kommen würde. Ravagli wollte mich in der Villa Bernarda aufsuchen. Aber es waren schon zwei Tage verstrichen.

Ich trieb mich im Garten herum und schlug die Zeit tot, indem ich Ecken und Abstellräume untersuchte oder Bianca dabei beobachtete, wie sie sich in den kleinen Salon zurückzog, um zu lernen, wenn sie nicht bedienen oder sich um den Inhaber kümmern musste, der sie vor kurzem eingestellt hatte. Um mich abzulenken, spielte ich im Geist mit Beschreibungen, die Lawrence von diesen Personen vielleicht abgegeben hätte. Für Bianca dachte ich an diese Verse: Mit jenem leuchtenden kleinen dunklen Auge/ Auge der unterbrochenen dunklen Nacht/ unter dem schweren Schildkrötenlid/ so unbezähmbar... Der Hotelinhaber wurde jener merkwürdige Typ eines kleinen Mannes, nie zufrieden, aber mit glühend roten Wangen, die seine Gier nach allem verrieten.

Aus gewissen Blicken zwischen den beiden schloss ich, dass sie manchmal gezwungen wurde, in sein Bett zu kommen.

Bianca schien sich seit dem Tag meiner Ankunft überraschend verändert zu haben. Sie wirkte nicht mehr fade und ungepflegt auf mich. Sie zog sich schön an und schminkte sich, um sich selber zu gefallen. Ins Haar geschlungene Zöpfchen, auffällige Ohringe, sehr enge Hosen; statt der Pantoffeln hochhackige Schuhe, kleine Stelzen, die sie schlank und wohlproportioniert erscheinen ließen. Dennoch spielte sie sich nicht auf. Sie zeigte keinerlei Absicht, begehrenswert zu erscheinen, sondern kümmerte sich nicht um die Umgebung: die Außenwelt zog sie offensichtlich nicht an. Aber hinter dieser undurchdringlichen Maske erahnte man starke weibliche Instinkte und Koketterie.

Nach Sonnenuntergang sagte ich mir, dass Strehler dieses Anfangsszenarium gefallen hätte. Die Überreste des Schiffs waren noch beleuchtet, und ringsherum herrschte Dunkel, wie von der Meeresbrise hergeblasen. Das Schiff schien sich auf beweglichen Lichtstrahlen aufzubäumen, die der Wind wie Wellen wirken ließ. Ich stieg wieder in mein Zimmer

hinauf, legte mich auf mein Bett und wartete weiter auf Ravagli. Enttäuscht.

Ich starrte auf den mit einem abgewetzten grünen Tuch voller Tintenflecke bedeckten Tisch, an den sich Lawrence damals zum Schreiben und Malen zurückgezogen hatte. In der Mitte stand meine Schreibmaschine, daneben die Blätter, die ich Friedas Gebirgsjäger übergeben wollte, um ihn mit den Entdeckungen zu verblüffen, die ich über ihn gemacht hatte. Die Lampe mit staubigem, grünem Schirm warf auf die Wände, die antiken Möbel Licht und Schatten, die perfekt dazu geeignet schienen, die Absenz einer Person, auf die man ungeduldig wartet, auch noch zu verstärken. Und wenn ich den Blick durch das mit einer Gardine, die einst weiß, jetzt aber grau war, verhängte Fenster auf die nächtliche Landschaft warf, schien mir, dass das Schiff aus Hohn gestrandet und in Bewegungslosigkeit erstarrt war.

Je genauer ich es betrachtete, desto mehr isolierte mich dieses Zimmer mit derselben Zwiespältigkeit, die mir auch Bianca vermittelte, als wollte es seine Geheimnisse für sich behalten, aus denen *The Virgin and the Gipsy*, die ersten Notizen zu Connie und dem Wildhüter und die obszönen Bilder entstanden waren, die nicht weniger Skandal hervorgerufen hatten, als die Romane und Erzählungen. Eine Fremdheit, die mich frustrierte, so stark wie meine Angst, dass sich im Gegenteil alles plötzlich beleben könnte.

Ob es nicht doch besser war, zu packen und zu gehen?

Aber dann dachte ich an Strehler: wie geschickt er mit momentanen Enttäuschungen, mit der Ungeduld der Schauspieler umging, denen er erklärte, dass nach dem Heben des Vorhangs ein Moment des fragenden Abwartens unerlässlich ist. Die leere Bühne, die Bewegungslosigkeit, die die Spannung anwachsen lassen, schaffen eine Atmosphäre, die sofort eine Verbindung zwischen der Bühne und dem Publikum herstellt.

Die Szene muss sich aus diesem Vorspiel heraus beleben, mit kleinen Gebärden. Etwa mit dem Auftritt einer Nebenperson, die mit dem Stück gar nichts zu tun zu haben scheint, die aber im Gegenteil...

Ich hatte einen Kaffee bestellt. Bianca war ohne zu klopfen eingetreten und hatte das Tablett mit der Tasse auf dem Nachttisch abgestellt. Vor dem Eingang des Hotels Château wartete ein Junge auf sie (ich hatte ihn gesehen, wie er an einen Sportwagen mit offenen Türen und Schlagergedröhne aus dem voll aufgedrehten Radio gelehnt dastand).

Sie sah mich forschend an. Sie sah meine Schreibmaschine forschend an, die Papiere. Schlagfertig bemerkte sie:

»Von zu vielen Gedanken bekommt man Tränensäcke... Kann ich Ihnen sonst noch was bringen? Sie haben nichts gegessen.«

»Du wirst erwartet, Bianca.«

Sie zuckte mit der Achsel:

»Soll er warten. Sowieso erwarten alle immer nur dasselbe.« Sie trat ans Fenster und machte mit einer unwilligen Geste dem Krach ein Ende. Auch ihre Vertrauensseligkeit kam aus der unbekümmerten Einstellung zu ihrer Umgebung. »Ich dagegen erwarte nichts mehr. Vielleicht ist das die beste Methode, dass etwas Schönes geschieht. Meinen Sie nicht auch?«

Ich starrte auf die leere Tasse, die ich zwischen den Händen herumdrehte, ohne auf das Geplauder zu achten, mit dem sie mir ihre Philosophie über Hoffnungen und Erwartungen offenbarte. Dann aber informierte sie mich mit einem leicht spöttischen Unterton:

»Übrigens, die Person, mit der Sie sich treffen wollen, hat gesagt, dass sie Sie anrufen wird.« Sie weidete sich an meiner Überraschung: »Er ist mehrfach hereingekommen, ohne sich

entschließen zu können. Er kam herein, blickte sich um und ging wieder hinaus. Aber er hat auch gefragt, ob Sie sympathisch sind oder nicht. Dann ist er doch gegangen.«

»Kennst du ihn?«

»Angelo. Sie nennen ihn den Oberst. Er kommt schon sein Leben lang in das Restaurant einer Tante meiner Mutter, die einen komischen Spitznamen hat: die *Cirlincina*.«

*Cirlincina*... das kam mir irgendwie bekannt vor, in meinem emilianischen Dialekt war das ein ziemlich verbreiteter Spitzname.

»Ja, unsere Familie stammt aus der Gegend. Aus Tredozio, wo auch Angelo geboren wurde. Ein Dorf, wo man, wie meine Mutter sagt, vom Hundertsten ins Tausendste kommt, ein bisschen verrückt ist, aber fröhlich. Und dieses *Cirlin* ist nichts anderes, als das ausgelassene Lachen wegen nichts und wieder nichts, so wie bei Kindern... Ein Quatsch zieht den nächsten nach sich. Und das, obwohl alles schief läuft.«

Sie plauderte wieder munter drauf los. Ich versuchte, sie zu unterbrechen:

»Der Oberst, Bianca, der Oberst...«

»Es heißt, dass die *Cirlincina* früher eine seiner bevorzugten Geliebten gewesen ist. Und sie hat ein ganzes Heer von Liebhabern gehabt. Aber auch über den Oberst wird so manches erzählt. Wer weiß, ob das alles stimmt. Er wirkt immer so elegant und faszinierend, trotz seines Alters, wenn er im Restaurant oder an einem Tisch im Café Sirena sitzt. Vor einiger Zeit hat ihn ein Motorroller angefahren, seither geht er an einem Spazierstock, aber elegant ist er immer noch, und den Stock wirbelt er in der Luft herum wie ein Gaukler... Es heißt, in seiner Jugend, wenn er die Galauniform trug, war er schön wie ein Gott, der die Frauen, die ihm zu Füßen lagen, tief beeindruckte, nicht wie die Jungen heute mit ihrem Wegwerfsex. Auch der Sex ist heute kein *Cirlin* mehr gegen die Einsamkeit.«

Bianca begann mir zu gefallen. Lawrence hätte ihr zugehört und gedacht: »Es gibt eine melancholische Anmut, die reizvoller ist als die Intelligenz.«

»Hut ab vor einem, der einem Mädchen wie mir das Gefühl gibt, wichtig zu sein.«

Ich verstand nicht.

»Er hat mir den ersten Handkuss meines Lebens gegeben. Den ersten und letzten, das weiß ich wohl. Er hat meine Hand genommen und mich von unten nach oben angesehen. Mit seinen strahlenden Augen. Ein bisschen ironisch natürlich, ein bisschen...«

Ich ließ sie weiter reden.

»Angelo ist merkwürdig. Manchmal sitzt er völlig in seinen Gedanken versunken stundenlang an einem Tisch. Alle machen einen Bogen um ihn und respektieren seine schlechte Laune... Dann wieder lacht er so vor sich hin, schüttelt den Kopf, ohne dass irgendjemand ihm etwas Lustiges erzählt hätte, und wenn ihn dann jemand fragt: ›worüber lachen Sie denn heute, Herr Oberst?‹ obwohl er die Antwort schon kennt, antwortet er in der Tat: ›Ich erinnere mich an sie, und wie sie mich in Laune gebracht hat, stimmt's Circilina?‹ ... Dann lässt die Circilina, die immer noch Quecksilber im Leib hat und das ganze Restaurant allein betreibt, denken Sie nur, die Bedienung sein und setzt sich zu ihm, dann lachen sie und lachen wie zwei Kinder, die über nichts und wieder nichts lachen.«

»Der Oberst ist berühmt. Weißt du auch, warum?«

»Vielleicht weil er im Krieg war. Er wird ehrebetig Oberst genannt.«

Auch ich lächelte jetzt vor mich hin, während Bianca sich zur Tür wandte.

»Keine Sorge. Er ruft Sie bestimmt an. Das ist einer, der sein Wort hält. Und Sie bittet, ihn zu entschuldigen.«

Ich habe Bianca durchs Fenster nachgesehen, wie sie den Jungen gleichgültig küsste, sich auf dem Sitz niederließ und einen Blick, ein Lächeln nach oben warf, weil sie wusste, dass ich sie beobachtete. Um mir zu verstehen zu geben, dass große Liebesgeschichten ihrer Meinung nach nicht entstehen können, wenn das nicht dabei im Spiel ist, was sie das *Cirlin* genannt hatte.

»Ravagli!«

Er hatte mich tatsächlich angerufen. Verabredung im Café Sirena.

Er war aus dem Dunkel zwischen den Palmen hervorgetreten, dabei hatte er den Knauf seines Spazierstocks umfasst, wie man den Kopf eines Kindes zärtlich umfasst, das man zum Gehen animiert. Gerade so, als ob dieser Stock nun in seiner Einsamkeit der einzige vertraute Gefährte wäre.

Nun saß er mir ruhig gegenüber:

»Da bin ich. Nehmen Sie es mir nicht übel. Ich habe Sie drei Tage warten lassen, und Sie haben sicher gedacht, dass ich mich ziere. Aber das ist nicht meine Art. Ich habe diese Tage gebraucht.«

»Wozu?«

»Ich habe mich immer auf mein Gespür, auf meinen Instinkt verlassen. Ich bin zu der Villa hinauf gegangen und habe Ihnen nachspioniert. Während Sie mit Bianca gesprochen und versucht haben, aus diesem merkwürdigen Mädchen schlau zu werden. Der Pensionsinhaber ist ein verkommener Gutmensch, einer von den Typen, die ich am meisten verab-scheue, Bianca spielt mit dem Feuer... Und als Sie ungeduldig den Garten durchstreift und in alle Ecken geschaut haben, hatte ich das Gefühl, dass Sie nach mir stöberten, nach meinem Gespenst.« Er lächelte: »Es ist reizvoll, in meinem Alter zu entdecken, dass man wenigstens ein Gespenst hat, das die Neugier anderer weckt... Kurz, ich habe Ihnen nachspioniert

und fühlte mich dabei in Ihrer Gesellschaft, weil wir die gleichen Gedanken, die gleichen Vermutungen hatten.«

»Welche Gedanken?«

»Dass das Leben merkwürdig ist. Und dass man vom Leben nie sagen kann: das ist ein abgeschlossenes Kapitel. Meinen Sie nicht auch?«

»Und was haben Sie vermutet?«

»Dass Sie nicht einer dieser vielen einäugigen Schakale sind, die mich jahrelang verfolgt haben. Ich habe sie immer so genannt. Leute, die auf mich zukamen und mich einfach fragten: ›Bist du wirklich der *Stecher* von Lady Chatterley gewesen? Ja oder nein?‹ Worauf ich je nach Lust und Laune mit Ja oder Nein antwortete. Und das war es dann. Absurd, nicht? Wirklich absurd ist aber, dass ich keinem Menschen je meine wahre Geschichte mit ihr, Frieda, und mit David, dem *Schriftsteller* erzählt habe. Ich nannte ihn *Schriftsteller*, was ihn ärgerte: ›Ich bin nur ein Besessener, der versucht, sich von seiner Manie auf eindrucksvolle Weise zu befreien.«

»Und warum haben Sie diese Geschichte nie erzählt?«

Er schüttelte den Kopf. Dann lachte er vor sich hin:

»Weil niemand mich je darum gebeten hat, sie zu erzählen! Ganz einfach. Auch die großen Schriftsteller nicht, die mich in Amerika besucht haben, wo ich mit Frieda lebte, niemand hat mich danach gefragt. Es gab immer nur diese eine Frage: ›Bist du der Stecher von Mylady gewesen oder nicht?‹ Nicht einmal Huxley, der doch der engste Freund Davids gewesen war und später mein Freund wurde, Aldo, wie er sich von mir auf Italienisch nennen ließ, Aldo und ich haben uns über Gott und die Welt unterhalten, aber kein einziges Mal über meine Geschichte.«

Er hing seinen Gedanken nach. Er schien über seine Worte nachzudenken, die noch einmal in seinem Gedächtnis aufblitzten:

»*Stecher*... das ist doch eine köstliche, tröstliche Definition, meinen Sie nicht?«

Ich überraschte ihn mit der Bemerkung:

»Sie stammt von Lawrence. Es ist eine der zahlreichen Definitionen des Wildhüters im Roman. Wussten Sie das nicht?«

Er wusste es nicht. Er schien auch nicht zu wissen, dass es von *Lady Chatterley's Lover* drei Fassungen gibt, wobei die erste von vielen Kritikern für die literarisch beste gehalten wird.

»Zu den Lügen, die sie über mich verbreitet haben, gehört auch dies: dass ich mich damit gebrüstet hätte, nie etwas vom *Schriftsteller* gelesen zu haben. Unglaublich! Ich soll nicht nur ein Ignorant, sondern auch noch voller Verachtung gewesen sein. Ich kenne den Text auswendig, der den Skandal ausgelöst hat, und der mich eigentlich etwas angehen sollte. Ich habe immer Davids Gedichte geliebt, die für mich das Schönste sind, was er geschrieben hat. Auch seine verfluchten Bilder. Der Rest, das stimmt schon, hat mich nicht so sehr interessiert. Ich war zu sehr in dieses persönliche Erlebnis hineingerissen, das auch verflucht war.«

Wir starrten uns gegenseitig an. Mir wurde bewusst, dass wir uns in ein paradoxes Labyrinth begaben. Ich hätte nie gedacht, dass ich ihm, ausgerechnet ihm, etwas beibringen könnte, der doch die lebende Provokation eines berühmten Protagonisten, eines Dramas der Poesie gewesen war:

»Wissen Sie, wenn ich Ihnen jetzt ins Gesicht sehe, verwirrt mich das.«

»Was ist denn so Seltsames an mir?«

»Die Person des Wildhüters, ihr Spiegelbild, das zuerst Parkin, dann Mellors heißt, verwandelt sich von einer Fassung zur andern und stellt sich in widersprüchlichen Variationen dar... Einmal ist da der *Stecher* eben, das wilde Tier, ein entfesselter Teufel, man musste stark sein, um es sexuell mit ihm

aufnehmen zu können... Und dann ist da der leidenschaftliche und romantische Liebhaber, der nur aus Zärtlichkeit besteht. Lawrence sagt sogar: Er hatte das zärtliche Bewusstsein von dem, was ein weibliches Geschlecht ist...«

»*Connie!*... Ich habe das weibliche Geschlecht immer *Connie* genannt. Das schien mir die perfekte Bezeichnung für die Vagina. Nicht vulgär, aber man kann sich eine Vorstellung machen, nicht? Entschuldigen Sie, ich habe Sie unterbrochen.«

»Und dann ist da der Wildhüter, der selbst im sexuellen Exzess eine kindliche Unschuld bewahrt. Gleich darauf das Gegenteil: da ist er ein Kenner sexueller Perversionen. Also Ravagli, wenn es etwas mit Ihnen zu tun hat, wer sind Sie dann in Wirklichkeit gewesen? Eine blinde, rohe, phallische Natur, oder...«

Er brach in schallendes Gelächter aus und hieb mit seinem Stock auf den Boden ein:

»Wer weiß? David hat offenbar besser in mich hineingesehen.« Er hob den Kopf, starrte den Mond an, fasste sich ins Gesicht: »So viele Köpfe in diesem Kopf, so viele Gesichter in diesem Gesicht. Vielleicht bin ich tatsächlich all dies gewesen, was Sie hier zitieren. Sehen Sie, die Tatsache, dass keiner mich je gebeten hat, meine Geschichte zu erzählen, hat eine merkwürdige Auswirkung gehabt. Auch ich habe sie sozusagen in mir selber ad acta gelegt, sie aus dem Gedächtnis verloren, mich nicht mehr mit ihr beschäftigt, so als wäre sie die Geschichte eines anderen gewesen.« Dann sagte er plötzlich: »Schauen Sie mal diesen Mandelbaum an.«

Den Mandelbaum im Mondschein. Jenseits der menschenleeren Tische:

»Gut, jetzt stellen Sie sich einmal vor, an einem Mandelbaum wächst ein Apfel. Da gehen alle vorbei und sagen: seltsam, ein fleischiger, gut erhaltener, vielleicht ein bisschen

vulgärer Apfel hängt einfach zwischen den weißen und rosa Blüten eines Mandelbaums, und keiner will wissen, wie er da überhaupt hingekommen ist. Es reicht, wenn man ihn vernichtet: das ist ein phallischer Apfel... Zynismus und Rassistismus sind ein perverser Tick. Da kann man nichts machen: ein Eindringling ist ein Eindringling und basta, man muss ihn ertragen, keine Fragen stellen. Ein Eindringling in eine ihm fremde Wirklichkeit kann der beste Mensch sein, er wird aber immer als ein Ungeheuer betrachtet. Die Gesellschaft wehrt sich gegen das, was sie, ihrer Annahme nach, niemals spiegeln kann. Genau das ist mir passiert, so sehe ich es.«

Gestern mit Angelo.

Wir sind lange am Meer spazieren gegangen und haben uns wieder ins Café Sirena gesetzt. Ich war mit heiterer Neugier auf ihn zugegangen, und jetzt verwirrt er mich ein wenig. Er hat es vermieden, mich nach meinen Absichten zu fragen. Als ich sie ihm erklären wollte, hat er geschickt das Thema gewechselt. Er hat dann mir Fragen gestellt: über mein Leben, meine Gedichte (er erklärt, von Lyrik fasziniert zu sein), über die üblichen Faszinosas der Theaterwelt.

Heute früh ist Bianca mit der ihr eigenen Art eingetreten. Ein Schlag gegen die Tür, und schon steht sie im Raum, als würde es sie erregen, mich in meiner Intimität zu überraschen, mich in Verlegenheit zu bringen. Sie war neugierig, etwas über meine erste Begegnung mit dem Oberst zu erfahren:

»Nun? Was für ein Typ, nicht? Irgendwie merkwürdig, oder?«

Ich habe instinktiv geantwortet:

»Eher unberechenbar. Er wechselt ständig das Thema und die Laune. Brüsk, unterhaltsam, sarkastisch. Aber das ist jetzt nur mein erster Eindruck.«

»Haben Sie ihn sich anders vorgestellt?«

Ich habe ihr geantwortet, aber mehr vor mich hin gesprochen, während ich mich abwandte und durchs Fenster aufs Meer sah: »Ja, ich habe ihn mir anders vorgestellt. Er ist gebildet, redet schlau daher, wickelt einen ein. Er hat einen sechsten Sinn (oder bilde ich mir das nur ein?), mit dem er, obwohl er immer vage bleibt, alles im Griff zu haben scheint. Er hat etwas Beunruhigendes und Geheimnisvolles, auch wenn er über sich selber lacht.«

Bianca stand schweigend da und störte meine Gedankengänge nicht: der Schauspieler, die Bühne, meine verschiedenen Vorschläge, den Oberst eine Szene darstellen zu lassen. »Wenn er ein Schauspieler wäre, würde er leicht vom Komischen ins Dramatische, von der nostalgischen zur lustigen Maske wechseln.«

Dann hat Bianca sich gemeldet:

»Ich bin hier.«

Ich habe mich entschuldigt. Sie hat gelacht:

»Schön das Meer heute, wie?... Auch mir passiert es manchmal, wenn ich mit jemandem rede, dass ich mich ablenken lasse und mit einem Fenster rede. Und mich dann entschuldige: ich habe nachgedacht. Lüge. Es ist einfach so, dass ich gewisse Dinge nicht gern anderen mitteile. Deshalb muss ich Sie um Entschuldigung bitten. Ich bin zu aufdringlich und neugierig, wenn ich mich betroffen fühle. Es gibt nur wenige Dinge, die wirklich verwickelt sind.«

»Und in diesem Fall?«

»Irgendetwas, das sich einem entzieht. Im Allgemeinen braucht eine Frau nicht lange, um sich ein Bild von einem Mann zu machen. Sie muss ihn nur einen Abend lang anhören, manchmal reichen auch zehn Minuten, dann merkt sie, dass er schon alles gesagt hat, was er zu sagen hat. Und was fängt man dann nachher mit einem Mann an?«

»Angelo dagegen hat etwas, das sich entzieht.«

»Sie übrigens auch. Ein Junger und ein Alter begegnen sich wegen etwas, das sich entzieht. Und die beiden scheinen sich ziemlich ähnlich zu sein.«

Sie lächelte. Mit jener typisch weiblichen Neugier, die nie oberflächlich ist, sondern die Sache auf den Punkt bringt.

Seltsamerweise fühlte ich mich durch sie weniger allein, weniger fehl am Platz:

»Willst du wissen, warum ich hierher gekommen bin, um mich mit dem Oberst zu treffen? Nun, ich weiß es jetzt selber nicht mehr.«

»Warum schenken Sie mir so viel Vertrauen?«

Ehrlich gesagt, wusste ich auch das nicht.

»Wenn Sie wollen, frage ich Sie nichts mehr und lasse Sie in Ruhe.«

Sie war nicht beleidigt, nur sympathisch und jung. Sie wollte gehen.

»Warte.«

Wenn ich von meinen Treffen mit Ravagli in die Villa Bernarda zurückkehre, halte ich gleich meine frischen Eindrücke fest. Ich muss mich einfach irgendjemandem anvertrauen und wende mich tatsächlich an ein unbestimmtes »Du«, wobei ich vielleicht an Strehler denke – von dem ich übrigens nichts mehr gehört habe, wahrscheinlich denkt er schon lange nicht mehr an mich, ich kenne seinen Charakter – oder an jenen unsichtbaren verhörenden Richter, den ein Schriftsteller in sich hat, wenn seine Absichten noch nicht klar zu erkennen sind. Ich habe zu Bianca gesagt:

»Zeige mir ruhig deine Neugier. Du kannst mich alles fragen. Das hat für mich etwas Ermunterndes, verstehst du?«

»Ist das so wichtig, dass ich verstehe? Die Dinge, die einen ermuntern, sind die, die man am wenigsten versteht.«